

Abend-



Zeitung.

Sieben und zwanzigster Jahrgang.

11.

Mittwoch, am 26. Juli 1843.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der deutsche Verbannte in Sidneycove.

(Fortsetzung.)

Es konnte nicht fehlen, daß er die von ihm aufgestellten Lehrsätze allmählig für Wahrheiten hielt, da er vom Monsignore Trastamare, dessen Haus er auch ferner in den Abendstunden besuchte, täglich darin bestärkt wurde. Dieser Nobile war, wie es sich später auswies, schon lange ein eifriger Anhänger von König Joachim, seitdem die Institutionen seines Vaterlandes durch die Eingriffe der Engländer, namentlich in Sicilien selbst, eine gänzliche Umwandlung erlitten hatten, und alte Bekannte von ihm, die in Neapel zurückgeblieben waren, vom neuen König mit Ehren überhäuft wurden, während der alte Ferdinand, dem er als loyaler Unterthan einst nach Sicilien gefolgt war, die ihm bewiesene Treue nur dürftig lohnte, seitdem Trastamare's schöne Besitzungen jenseits des Canals, von der neuen Regierung confiscirt worden waren. Er sehnte sich jetzt mit der ganzen Blut seines neapolitanischen Herzens in die schöne, der Freuden so viele spen-

dende Hauptstadt zurück, in seinen dortigen glänzenden Palast und auf die reizende Villa bei Portici. Was konnte ihm das kleine Sicilien für die verlorenen Güter bieten, für die glänzenden Hoffeste im Schlosse des jungen ritterlichen Königs? Etwa die blutigen Fischerstechen, an denen sich Don Fernando auf seinem Schloßchen am Meere ergözte, oder die Maccaroni-Essen, zu denen er seine Vertrautesten einlud, oder die Gladiatorenkämpfe, zu denen sich im Innern ihrer Gemächer von Zeit zu Zeit selbst persönlich herabzulassen die Majestät nicht scheute? — „Je m'en lie“ rief er oftmals lauter aus, als in der Nähe mancher Ohren für seine persönliche Sicherheit ersprießlich war, und seine Sehnsucht nach Neapel zurückzukehren, die gewissermaßen eine loyale war, nachdem man den König Joachim allseitig anerkannt hatte, stieg mit jedem Tage höher.

„Was habt Ihr hier zu erwarten durch längeres Verweilen im britischen Dienst, wo man Euch so schmählich behandelt für Euren deutschen Biedersinn? Drüben wäre ein gedienter Mann, aus so guter Familie wie Ihr, wenigstens Capitain in einem Gardereiterregiment, ja Obristleutenant vielleicht, sobald Euch der ritterliche König

näher kennen lernt. Ich habe es Euch unzählige Mal gesagt; aber Eure loyalen deutschen Ohren blieben meinen wohlgemeinten Rathschlägen verschlossen. Es thut mir leid, Signor, um so mehr, da die Aussicht Euch als meinen Schwiegersohn zu umarmen immer mehr in den Hintergrund tritt."

Mit diesen oder ähnlichen Redeweisen pflegte Monsignore Trastamare di Campo nero unsern Helden täglich zu stacheln, ehe er ihm vergönnte das Idol seines Herzens zu begrüßen. War es ein Wunder, wenn er dann, entzückt von dem Anblicke seines Idols, die Hoffnungslosigkeit, dasselbe je zu erreichen, um so tiefer empfand; oder, daß der liebeglühende, von Ehrgeiz gespornte Mann, im Gefühl des erlittenen Unrechts, den Reden des Vaters zuletzt ein willigeres Gehör ließ, als in früherer Zeit, in der er die Hoffnung, im Regimente zu steigen, noch nicht aufgegeben hatte?

Schon war die Zeit gekommen, daß keines der Worte des glühenden, die Engländer bitter hassenden Neapolitaners auf unfruchtbaren Boden fiel, und so nahte der Zeitpunkt immer näher heran, der H—s unseliges Verhängniß endlich zur Entscheidung brachte.

Eines Abends, als der Letztere düsterer als je in das Cabinet des Monsignore eintrat, deutete dieser, nach einer flüchtigen Begrüßung, auf einen neben den seinigen stehenden Sessel. Dann erhob er sich plötzlich und schritt mit hastigen Schritten durch das kleine Gemach, wie sinnend, ob es auch gerathen sei, dem Ausländer im britischen Dienst eine Eröffnung zu machen, wie er es zu thun sich vorgenommen hatte. Endlich setzte er sich, theilte dem Hausfreunde einige gleichgültige Nachrichten aus Neapel mit, die er in der letzten Nacht erhalten hatte, und sprach ausführlich über Berichte, welche die günstige Lage schilderten, deren sich das neue Königreich nach dem Pariser Frieden täglich mehr erfreute. Vor Allem hob er mit glänzenden Farben den Militairstand in Neapel hervor. Mit bestechender Rede schilderte er die Aussichten der dortigen Officiere gegen die Hoffnungslosigkeit derer im combinirten britischen Heere.

H—s, anfänglich ein ruhiger Zuhörer, fühlte

sich endlich von aller Geduld verlassen, zu der er sich schon oft, gegen seine Grundsätze, durch seine Stellung zum Baron veranlaßt gesehen. Da die Lobpreisungen neapolitanischer Zustände kein Ende nahmen, gerieth er zuletzt auf den Gedanken, daß der Baron dieses Mal, in einer Art von dämonischer Laune, nur die Absicht habe, sich über ihn lustig zu machen, indem er die glänzende Lage des Militairs jenseits des Canals seinen eignen hoffnungslosen Aspecten gegenüberstellte.

Allmählig erhob er sich mit den Worten: „Aber warum, Eccellenza, sagen Sie alles dieses gerade mir, dem Hoffnungslosen, mir, der, wie Prometheus, vergeblich nach dem Höchsten ringend, mit unzerreißbaren Ketten an diese Felsen geschmiedet ist? Wollen Sie etwa in einem fürwahr unedlen Gelüste die Rolle des Geiers übernehmen, um mir das blutende Herz vollends zu zerfleischen? Der Spott wäre übel gewählt, Monsignore! und ist es nicht Spott, wie ich Ihrem bessern Selbst zu vertrauen mich berechtigt fühle, so frage ich nochmals, wozu diese stete Wiederholung von Schilderungen glänzender Situationen, die mir für's erste, wie Eccellenza nur zu gut wissen, noch nicht zugänglich sind?“

„Was es soll, caro mio?“ — entgegnete Monsignore Trastamare mit einem eigenthümlichen Lächeln, wie mein Bekannter es früher nie an ihm bemerkt hatte, — indem er sich rasch erhob und sich ihm mit gekreuzten Armen ihn scharf betrachtend gegenüber stellte. — „Nun — ich glaube, daß die Stellung, in der wir länger als ein halbes Jahr zu einander gestanden haben, mich berechtigt volles Vertrauen in Sie zu setzen.“ — Dann, — jedoch nicht eher als bis er vorsichtig die Thür von innen verriegelt hatte — öffnete er ein geheimes Fach in seinem Arbeitstische, und nahm ein Schreiben hervor, auf dem H—s alsbald das große neapolitanische Insigne erkannte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben in der Schweiz.

Von

Dr. Carl Krause.

I.

Die Eröffnung einer Tagsatzung.

Die Schweiz ist ein kleines Deutschland, aber in diesem ist das monarchische, in jenem das republikanische Element überwiegend. Die alte Tagsatzung war eine Nachbildung des Reichstags, und die neue ist seit der Julirevolution eine öffentliche Bundesversammlung. Dabei drängt sich eine Bemerkung auf, welche auch bei andern Gelegenheiten sich machen läßt. Die Schweiz, von dem dreißigjährigen Kriege und den folgenden Erschütterungen unberührt, hat aus dem deutschen öffentlichen Leben des Mittelalters viel mehr erhalten, als Deutschland selbst.

Die Eröffnung der Tagsatzung unterhält jährlich das Publikum mit einer Schaugebung von Glanz, welcher sonst nur in Monarchien gefunden wird; aber der deutsche Charakter neigte sich von jeher zu ernster und großartiger Pracht in öffentlichen Dingen, wie sie sich bei kaiserlichen Krönungen oder Reichstagen kundgab, und auch hierin kann der Schweizer deutsche Blutsverwandtschaft nicht verläugnen. Freilich mag eine solche Tagsatzungseröffnung nur noch ein sehr schwaches Abbild von der Eröffnung eines deutschen Reichstags sein.

Wenn der Vorort in Bern ist, wird die Tagsatzung jetzt gewöhnlich nicht in der Hauptkirche, dem Münster, einem herrlichen gothischen Bau, sondern in der modernen Heiligengeistkirche eröffnet. Dieß geschah auch im Jahre 1842 am vierten Tage des Brachmonats, — so heißt der Juli in der Schweiz. — Es war einer jener durchsichtigen Morgen, an welchem der Sommer noch mit Erinnerungen aus dem Frühlinge coquettirt, und welche am schönsten sind, wenn es Sonntag ist. Es war aber Montag und ich ging durch die Lauben, welche die Bärenstadt sich aus Steinen den Häuserreihen der Hauptstraßen entlang erbaut hat, und welche in anderen Städten Arkaden heißen. Elegante Karossen rasselten an mir vorüber, und die schöne Welt strömte festlich geklei-

det oder gesonntagt *), wie der Berner sagt, den Dingen, die da kommen sollten, entgegen.

Vor den Thüren waren eidgenössische Offiziere en grande tenue in blauer Uniform mit rothen Aufschlägen und weißen Unausprechlichen aufgestellt, um die Eintrittskarten der Schaulustigen entgegenzunehmen. Die Räume der Kirche waren bereits angefüllt. Das Schiff stand noch leer zur Aufnahme der Helden des Tages. Unter dem Chor war für die Bequemlichkeit der Zuschauer durch Errichtung von übereinanderstehenden Bänken gesorgt. Ein blonder hochgewachsener Schwabe hatte oben unter den harrenden Helvetiern Posto gefaßt, und blauäugig hinter goldgefaßter Brille mich erspähend, winkte er mich zu sich hinauf. Die Tagsatzungsgesandten wohnten vor der eigentlichen Eröffnung einem vorbereitenden Gottesdienste bei, die Reformirten im Münster, die Katholischen in einer katholischen Kapelle. Wir hatten hinlänglich Zeit, Terrain und Publikum zu studiren.

Der etwas höher stehende Fauteuil des Bundespräsidenten, eine behagliche sella curulis mit grüner Bekleidung, war dem Chor gegenüber aufgestellt, neben ihm zu beiden Seiten die Sessel des zweiten und dritten Gesandten des „hohen Standes Bern;“ vor ihm die des Kanzlers und Staatschreibers, der ersten eidgenössischen Beamten; rechts und links in langen Reihen, eine Stufe niedriger, auf mit grünen Decken belegtem Boden die Sessel der Ehrengesandtschaften der Cantone. Jeder Canton sendet in der Regel zwei Gesandten. Hinter diesen standen für Ehrengäste andere Sessel, auf denen vom Bundespräsidenten links die fremden Botschafter, Gesandten, Geschäftsträger, Consuln in rother, grüner, blauer, gold- und silbergestickter Uniform bereits Platz genommen hatten, und sich ziemlich lebhaft unterhielten. Die Wand hinter dem Bundespräsidenten war mit Trümmern eidgenössischen Kriegsrühms, oder vielmehr mit Resten burgundischer Teppiche ausgeschmückt, welche die Schweizer von Karl dem Kühnen in den burgundischen Kriegen, ich weiß nicht mehr, ob bei Grançon, Murten oder Nancy erbeutet haben, — auf jeden Fall eine Artigkeit gegen den französischen Gesandten.

*) Gesonntigt „endimanché,“ sonntägig angekleidet.

Der französische Botschafter, Graf Mortier, eine stattliche Gestalt von vorgerücktem Alter, aber rüstigem Aussehen, bewegte sich mit jugendlicher Frische und französischer Lebhaftigkeit unter den Damen der Diplomatie, welche wie Blumenguirlanden die vordersten Sitze unseres Schaugerüsts eingenommen hatten. Es war nicht leere Galanterie. Seine junge Frau, eine schlanke Gestalt mit antikem Kopfe einer Römerin und jenen dunkelschwarzen, großen Augen, die nicht versengen, aber Flammen entzünden, saß unter ihnen. Wer ihn beobachtete, wie er bald mit den Damen, bald mit Herren seiner Bekanntschaft Gespräche anknüpfte, mußte glauben in einem Salon zu sein. Auch Graf Bombelles, dem der Schweizer

nicht vergeben kann, daß er ein Oesterreicher ist, zeigte sich, trotz seiner von Kränklichkeit gebrochener Gestalt, gewandt und gesprächig. Am angenehmsten in die Augen fiel die jugendlich frische Gestalt des preussischen Gesandten, neben welchem die adligen Bewegungen und die steife Haltung des englischen Botschafters einen um so schärfern Contrast bildete, und unwillkürlich an einen gravitätischen Flamingo erinnerten, der in rother Farbenpracht stolz am Meeresgestade auf und ab spaziert. Einen erheiternden Eindruck machte der joviale sardinische Gesandte, um dessen ganzes Wesen ein Nimbus von Behaglichkeit und froher Laune ausgegossen war.

(Schluß folgt.)

F e n i l l e t o n .

Eine traurige und drei freudige Erscheinungen haben den gemüthvollen Redacteur der Deutschen Allgemeinen Zeitung in seinem vierteljährigen Wirken bis jetzt beziehentlich schmerzlich und erbauend ergriffen; die traurige: daß Frankreich an den Papst so nah an den Pforten des ewigen Friedens nicht Avignon zurückgegeben hat, — die drei erbaulichen: erstens die gediegene Antwort des Fürsten Solms-Lich auf die Anrede der Kölner Bürger, sodann die herrlichen Manifeste Espartero's, und zuletzt Bestelmayers Bericht über die bairischen Eisenbahnen. Bestelmayer spricht ihn am meisten an. Da Espartero's Lage sich unterdessen geändert hat, dürften freilich aus seinen erbaulichen Manifesten bedauerliche geworden sein.

Die Allgemeine preussische Zeitung hat ihrem Versprechen gemäß in den zwei oder drei ersten Nummern einige leitende Artikel enthalten, wovon einer überschrieben war: Wohin gehen wir? Eine andere Berliner Zeitung bemerkt darauf, man müsse doch vorher wissen, wo man stehe? Seit der Zeit verharret Dr. Hermes in jenem Zustande, welchen Pythagoras seine Schüler als vorbereitenden Cursus zur Weisheit durchmachen ließ.

Was geht uns an? Vor Kurzem behauptete ein Ideolog, es sollte in deutschen Zeitungen eigentlich nur von solchen Dingen die Rede sein, welche Deutschland was angingen; aber Dinge zu schreiben und zu lesen, die uns nichts angingen, sei Verschwendung von Papier, Druckerwärze und Sehkraft, oder wohl gar eine Erhigung der Lunge, die sich nicht verantworten lasse. Wenn aber solche gefährliche Theorien um sich greifen, was wird aus unseren allumfassenden Zei-

tungen? aus unserem kosmopolitischen Sinn? Es ist wahr, die große Times bringt nicht leicht eine Sache zur Sprache, wobei nicht englische Interessen im Spiele wären. Die Engländer haben freilich mehr zu thun, als über Dinge die Zeit zu verlieren, die sie nichts angehen. Aber was geht uns auf dieser Welt an? Ueber unsere eignen Angelegenheiten dürfen wir nicht frei sprechen; darüber zu sprechen nach Censurvorschriften, das führt zu nichts, weil Niemand mit gebundenen Füßen gehen kann, — enlin, unser Reich ist nicht von dieser Welt!

Wie reimt sich das zusammen? In den Mittheilungen über die Verhandlungen des sächsischen Landtags in der sechzigsten öffentlichen Sitzung der ersten Kammer stehen folgende zwei Sätze in den Aeußerungen eines Redners: „Die Censur soll Verbrechen vorbeugen,“ und wenige Zeilen nachher: „Was wäre denn bei Verbrechen durch die Presse für ein Unterschied? Ich weiß keinen. Es kommt aber noch hinzu, daß die Censoren sehr häufig gar nicht in dem Falle sind, es bemessen zu können, ob überhaupt ein Verbrechen der Art (ein Preßverbrechen) vorliege.“

Antigone. Dem Buchhändler Jackowitz ist eine Broschüre, Antigone betitelt, polizeilich weggenommen worden, und er hat dafür Entschädigung erhalten. Nichtsdestoweniger hat er gegen das Ministerium einen Prozeß bei den Gerichten wegen zu geringer Entschädigung anhängig gemacht, und ist zu gleicher Zeit beschwerdeführend vor die Stände getreten. Diese haben jedoch gefunden, daß ein solches Verfahren, sich auf zwei Wegen Recht zu verschaffen, unstatthast sei.

Druck von Philipp Reclam jun.
in Leipzig.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.